

Nachdruck verboten.

Der Büchersammler.

Von Fedor von Zobeltitz.

Als ich vor Jahren längere Zeit in Neapel lebte, wohnte ich in einer kleinen Nebenstraße der Via Roma zur Miethe. Da ich kein Freund der Hotels bin, in denen man das ursprüngliche Leben eines fremden Volkes doch nie kennen lernt, so hatte ich mich gleich am ersten Tage meiner Ankunft in der Goldstadt auf den Weg gemacht, um mir ein geeignetes Quartier zu suchen. Und ich fand rasch genug ein solches, — ein Quartier, das allerdings wohl nicht Jedem genügt hätte, das mir aber, der ich mitunter recht sonderliche Lagen habe, außerordentlich gefiel. Es lag in einem arg verwitterten, schmalen, sehr hohen, zwischen seine modernen Nachbarn wie ein Don Quixote inmitten zwei Sancho Panza's eingeklemmten Hause. Sicherlich war dies merkwürdige Gebäude nur das Bruchstück eines Palastes, der ehemals wohl stolz und vermaßen in die Welt hineingeschaut haben mochte, — ein einzelner Flügel, ein Torso, nichts weiter. Ganz oben, in höchster Höhe dieses thurmartigen Hauses sah ich auf einem vorgehobenen Balconfenster einen kleinen hängenden Garten: da blühten Rosen, Nelken, Levkojen, Agrumis, Callas, — Alles bunt durcheinander, — in leuchtendstem Farbenschmelze und goldig umfluthet vom Lichte der Sonne. Daneben aber, an der grauen Mauerfront, an der sich noch die Reste steinerner, von pausbäckigen Putten getragener Guirlanden bemerkbar machten, hing ein weißer Zettel. „Locanda est“ — „zu vermieten“ stand auf dem Pappdeckel, wie ich mit Hilfe meines Augenglasses nach sorgfältigem Studiren endlich entziffern konnte. Die blühende Flora hoch oben im Sonnenschein lockte mich. Ich kletterte die ausgetretenen Steintreppen hinauf, — hinauf bis zum Ende, hundertunddrei Stufen hoch, genau gezählt. Nun stand ich vor einer breiten, hölzernen Thür, an die mit Reißnägeln eine vergilbte Visitenkarte geheftet worden war. Das war ein aristokratischer Name, den ich da mit Verwunderung las. „Annibale Marchese Frapani dei Caballo-Treni“ hieß es auf dem thongelben Kärtchen. Ich klopfte an, nachdem ich mich vergeblich nach einer Klingel umgesehen hatte. Es währte geraume Zeit, ehe man mir öffnete, und auch dann that sich die Thür nur ein klein wenig auf, und ein dunkellothiger Mädchentopf lugte auf den Flur hinaus, während zwei schwarze Augen unter tiefgeschattirten Brauen mich stummend, fragend, halb ängstlich anstarrten.

Ich zog höflich den Hut und erkundigte mich nach der amoncirten Wohnung. Nun flog die Thür in voller Weite auf, und im Rahmen derselben erblickte ich eine knirrende junge Maid, ein schlank aufgeschossenes Fräulein von jener eigenthümlich herben, doch darum nicht minder anziehenden Schönheit, wie man sie viel in Campanien's Gefilden findet.

„Entrate, Signore,“ sagte die Donna mit freundlicher Handbewegung, und ich trat ein und erläuterte ihr, den Blick von der Mädchenblüthe vor mir über die Duftblüthen auf dem Balcon und darüber hinaus über eine wonnig schöne Landschaft schweifen lassend, mein Anliegen. Sie nickte und nannte mir ihren Preis, — ein winziges Stück Geld, und so war das Geschäft-

liche abgethan. Aber da ich doch wissen wollte, wen ich vor mir hatte, wagte ich nach dem Namen meiner holden Wirthin zu fragen. „Teresina Frapani,“ entgegnete sie, und schnell fügte sie hinzu, während ein leichteres Roth über ihre Wangen huschte: „Einen Moment, mein Herr, — ich werde den Papa benachrichtigen.“

Indeß Teresina im Nebenzimmer verschwand, schaute ich mir die neue Wohnung an. Ein hohes, großes, geräumiges Gemach mit wunderlichem Mobiliar. Wurmstichige Rococostücke da und dort, eine Boule-Kommode mit schönen Perlmutter-Intarsien und zerbrochener Stuhluhr darauf in einer Ecke, einige Stühle mit seltsam geschweiften Beinen und zerklüfteten Bezügen aus gel-

und feinen Hängen voll blühender Mandelbäume, Platanen und Pinien. Geradeaus aber das Meer, dies wonnige blaue Meer, das ringsum die schönsten Gestade umspült, und aus dessen schäumendem Wellenspiele das Felsen-Eiland Capri, der „Sarkophag des Tiberius“, auftaucht.

Ganz versunken im Anschauen dieses herrlichen Rundbildes, hatte ich gar nicht bemerkt, daß Teresina wieder in's Zimmer getreten war. „Mein Herr,“ sagte sie leise und räusperte sich ein wenig, „gestatten Sie.“

Ich wandte mich um und verneigte mich vor dem Vater meiner holdseligen Wirthin. Eine seltsame Erscheinung, — aber sie paßte in das barock zusammengewürfelte Interieur aus Rococo, Empire und stilloser Jetztzeit. Der Marchese war ein hageres, kleines Männchen, das sich in seinem abgeschabten Morgenjäckchen aus himmelblauem Sammet schier komisch ausgenommen haben würde, wenn das ausdrucksvolle Gesicht nicht ein tiefergehendes Interesse gefordert hätte. Das war ein Antlitz voll regen geistigen Lebens, trotz der hundert Falten und Fältchen, die Stirn und Wangen, wie ein feinmaschiges Netz, durchzogen. Die dunklen Augen sprühten in ungeschwächter Jugendkraft, und um den schmallippigen, empfindsamen Mund zuckte es stets, wie in verhaltener Ironie und in weltverlachendem Spotte.

Der alte Herr sprach mich in elegantem Französisch an, seinem Lieblings-Idiom, wie ich später erfuhr. Ich wurde schnell mit ihm vertrauter, — zu meiner Freude, denn ein interessanteres Original, als diesen würdigen Greis habe ich nie kennen gelernt. Eines schönen Abends erzählte er mir bei einer Flasche Falerner, zu der ich ihn eingeladen, den Roman seines Lebens, — einen wahrhaften Roman! Aus uraltem süditalienischen Adel stammend, war er, einer Familien-Tradition zufolge, anfänglich für die geistliche Carrière bestimmt gewesen. Aber das Leben im Kloster hatte dem jungen, heißblütigen Manne wenig zugefagt, — er floh und trieb sich ein Jahr lang abenteuernd in der Türkei und in Griechenland umher, kehrte aber nach der Heimath zurück, als sich dort, — es war dies in den zwanziger Jahren, — die politischen Verhältnisse zuspitzen begannen. Aus Interesse für die Familie des Marchese nahm König Ferdinand diesen in Ehren auf und verschaffte ihm eine einflußreiche Stellung an seinem Hofe. O, was wußte der alte Frapani von diesem lustigen Hofe, von den rauschenden Festlichkeiten im Palazzo Reale und im Teatro San Carlo nicht Alles zu er-

zählen! Seine Augen glänzten dabei, und in lebhafter Gesticulation suchten die mageren Hände in der Luft umher, — vor seinem Blicke schien die ganze Herrlichkeit wie eine schimmernde Seifenblase noch einmal emporzusteigen. In diese Zeit fiel die erste Ehe des Marchese mit einer vornehmen Neapolitanerin, eine Ehe, die kurz und kinderlos war. Dann kam das Sturmjahr Achtundvierzig, in dem Frapani an der Spitze einer Colonne von Lazzaronis für seine Ueberzeugung und für den wankenden Thron der Bourbons in den Straßen Neapel's kämpfte. Aber der überzeugungstreue Aristokrat war nicht hartnäckig genug, sein eigenes Herz den Principien des Legitimus zum Opfer zu bringen; er lernte ein junges und schönes Mädchen aus bürgerlichem Hause kennen und lieben, und heirathete sie — gegen den Willen seiner Familie und gegen den Wunsch der ihm besonders gewogenen Königin Theresie. Armer



In der Hasenheide zu Berlin. Von F. Bauer. — Siehe Seite 101 „Berlin im Frühling“.

dem Damast, ein schöner Trumeau, und ein eisernes Feldbett an der Längswand. Ein werthvoller Smyrna bedeckte den ganzen Fußboden, aber auch an dem Teppich hatte der Zahn der Zeit genagt, und vielleicht waren es Teresina's flinke Fingerchen gewesen, die sich mit dem Stopfen der Löcher versucht hatten.

Ich trat auf den Balcon. Welch Blick! — Und hätte der Smyrna tausend Löcher gehabt, und hätten die Holzwürmer in der Boule-Kommode auch wahre Orgien gefeiert, — allein um dieses Rundbildes willen würde ich dennoch die Wohnung behalten haben! Tief unter mir dehnte Neapel sich aus, — ein wirres Häusermeer, aus dem sich ernst und würdig, wie steinerne Mahnungen, die Thürme von hundert Kirchen erhoben. Links der Vesuv, drüwend wie immer, wolkenumschattet und finster, und rechts der Posilipp in seiner heiteren Anmuth, mit seinen Lorbeer-Gehegen an allen Straßen

Marchese Frapani! Die Nachgiebigkeit gegen das ungestüme Drängen des Herzens sollte ihm theuer zu stehen kommen. — seine Familie verließ ihn, und der Hof ließ ihn fallen. Frapani versuchte sein gutes Recht mit Hilfe eines Advocaten, dessen Name späterhin historisch wurde, da er sich um die Geschichte seiner Vaterstadt hochverdient gemacht hatte, durchzubringen, aber der Kernste verlor seine Prozesse, und damit auch sein Vermögen. Verbittert und grollend zog er sich mit seinem jungen Weibe in einen stillen Winkel zurück und lebte dort ganz seiner Liebe und seinen Büchern. Er hatte immer ein hervorragendes Interesse für die historischen Wissenschaften gezeigt und im Laufe der Zeiten eine ziemlich reichhaltige Bibliothek gesammelt, die ihm auch nach dem Verluste seines Vermögens zu erhalten gelungen war, und an der die Hälfte seines Herzens hing. Aber der Sturm der Revolution riß ihn von Neuem aus seiner stillen Einsamkeit, und diesmal kämpfte der Marchese in einer Linie mit den Nothwendigen Garibaldi's für Italien's Freiheit und Einheit. Er hatte mit den Bourbons abgerechnet und begrüßte mit Jubel den neu aufgehenden Stern von Savoyen. In den sechziger Jahren zog Frapani nach Neapel zurück, und dort gebar ihm sein Weib sein Töchterchen Terefina, um sich wenige Monate später zur ewigen Ruhe zu legen. Der Marchese versuchte im Interesse Terefina's noch einmal, sich seinen Verwandten zu nähern, aber er gab dies nutzlose Bemühen bald auf, als er sah, daß man geneigt schien, ihm die Thüre zu weisen. Seit lange lebte er nun schon in seiner kleinen Wohnung, — hundertunddrei Stufen über dem Treiben der Menschheit, — anscheinend zufrieden und glücklich, wenn auch sichtlich in Entbehrung und Armuth.

Sein Glück war Terefina, und neben ihr seine Bibliothek. Ich werde es nie vergessen, als er mich zum ersten Male in das große, jaalartige Zimmer führte, das seine literarischen Schätze beherbergte. Mit einer gewissen feierlichen Würde nahm er mich dabei am Arm, und ein stolzes Lächeln flog über sein Gesicht, da er mit der Hand über die in langen Reihen an den Wänden emporsteigenden Folianten wies, als wolle er mit Polykrates sagen: „Dies Alles ist mir unterthänig!“ Und wie leuchteten seine Augen, als er dann meine Rechte ergriff und mit mir im Polonaisen-Schritt an den Bücherreihen vorüberdesfilirte, um mich auf diese oder jene außerordentliche Seltenheit aufmerksam zu machen.

„Sehen Sie, — dort, — das ist die erste Ausgabe der Novellen des Boccaccio, bei Valdorfer in Venedig 1471 erschienen, — ein Rarissimum ersten Ranges, für das mir jeder Antiquar ein kleines Vermögen bieten würde! Aber ich gebe das Buch nicht fort, — nein, ich gebe es nicht fort, und wenn ich zeitlebens trocken Brot essen müßte! Und dort drüben der „Parnasso italiano“ vom Jahre 1502, — und da Bulietto's Topographie von Amerika, eins der ersten geographischen Werke über die neue Welt, — und dort hinten Bricotti's Martyrologie, — o, das sind herrliche Saden, mein junger Freund, das sind werthvolle Stücke, das ist das Erbe Terefina's!“

Und lieblosend glitt dabei die knöchernen Hand des Alten über die schweinsledernen Rückenseiten seiner stummen Freunde. Wie jeder Sammler, so war auch Frapani in seine Schätze förmlich vernarrt. Vom Morgen bis zum Abend saß er in einem hohen Lehnstuhle mit verschossenem Ueberzug und blätterte in seinen Büchern und ergöhte sich an den wunderlichen Historien und Beschreibungen der alten Schriftsteller. Ging er einmal aus, so führte ihn sein Weg zweifellos zum Antiquar, und oft genug mußte sich die arme Terefina von ihrem kärglichen Wirthschaftsgelde noch einen Bruchtheil absparen, um dem Vater den Einkauf irgend einer alten Schartele zu erleichtern. Zum Glück führen die Antiquare Neapel's nur ziemlich unbedeutende Waare, sodaß der Marchese selten in Versuchung gebracht wurde, aber auch die geringfügigsten Ausgaben sprachen in dem ärmlichen Haushalte mit. —

Der, diesjährig schon in den ersten Frühling hineinfallende Carneval ging zu Ende. Das tolle Jauchzen in den Straßen Neapel's verklang allmählig, der bunte Maskenschwarm hatte sich verlaufen, und selbst das übermüthigste Pulcinell'-Gesicht begann den Ausdruck langweiliger Ueberfüllung anzunehmen. — Aschermittwoch dämmerte grau und grämlich herauf. Auch ich hatte des Faschingszaubers mit seinem wüsten Lärm und seinen zweifelhaften Vergnügungen genug und wollte am Abend ziemlich früh nach Hause zurückkehren. Auf den hundertunddrei Stufen, die in meine Wohnung führten, herrschte noch tiefe Dunkelheit, — mit der Gasbeleuchtung nimmt es Neapel's Magistrat nicht allzu genau; ich mußte daher ein Wachs-Schwefelhölzchen anzünden, um mich beim ungewissen Zittern dieses Lichtes die Treppe hinaufzutasten. Plötzlich blieb ich stehen. Mein Licht erlosch, und gleichzeitig war es mir, als ob ich ein leises Flüstern dicht vor mir hörte. Flugs zündete ich ein neues Wachsölzchen an, — die Flamme

loderte auf, und nun sah ich, tief in eine Ecke des Treppenabganges gedrückt, Terefina, mein Wirthstöchterslein, Arm an Arm neben einem jungen Manne. Ueber Terefina's hübsches Gesicht flog eine dunkle Röthe, als sie mich so unvermuthet vor sich erblickte, — ich sah auch, daß ein Zittern durch ihren Körper lief, und merkte wohl, daß sie in ihrer ersten Scham und Verwirrung am liebsten geflohen wäre. Aber sie faßte sich schnell, zog ihren Seladon, der nicht minder verlegen schien, als sie selbst, aus der Ecke hervor, knigte vor mir und sagte tapfer:

„Erlauben Sie mir, Ihnen meinen Bräutigam vorzustellen, — Carlo Amici! . . . Es ist spät geworden, Carlo,“ fuhr sie alsdann fort, „Papa wird schon auf mich warten. Auf Wiedersehen, Liebster!“

Und ohne auf mich Rücksicht zu nehmen, — vielleicht auch, um mir zu zeigen, daß es keine verbotene Frucht war, von der sie naschte, — stellte sie sich auf die Zehen, legte ihre runden Arme um die Schultern des jungen Mannes und gab ihm einen herzhaften Kuß. Dann flog das Pärchen aus einander, sie hinaus, er hinab, — und zum zweiten Male verließte neidvoll mein Wachslicht . . .

Am anderen Morgen aber, als Terefina mir meinen Thee zum Frühstück brachte, zögerte sie länger denn gewöhnlich im Zimmer. Sie hatte die Balconfenster geöffnet und stand inmitten des maitlichen Sonnenlichtes wie eine sinnende Minerva da. Plötzlich wandte sie mir das ernste, formensöhne Antlitz zu, das eine lichte Blutwelle in diesem Augenblicke mit Rosenfarben schmückte.

„Ich möchte Ihnen gern noch einige Worte wegen des gestrigen Abends sagen, Signore,“ begann sie stöckend; — „o Gott, ich habe mich so geschämt, so sehr, — aber nur, weil ich dachte, Sie könnten Schlechtes von mir denken, und das wär' mir entsetzlich! Ich sehe Carlo nur selten, — er hat sein Atelier draußen in Piedegrotta, — und ich weiß nicht, wo ich ihn bei mir empfangen soll, — da ist der einzige Platz, wo wir uns einmal aussprechen können, der Treppentur, und die einzige Zeit die Dämmerstunde, in der wir vor boshaft beobachtenden Augen sicher sind. Die Leute sind so schlecht, o so schlecht! . . . Sehen Sie,“ fuhr sie lebhafter fort, „wenn der Vater weniger eigenwillig wäre, dann könnte Alles besser sein, Alles. Aber der Vater will nicht, daß ich Carlo heirathe, weil er ein armer Künstler ist, der sich mühselig durch's Leben schlagen muß. Ich soll warten, bis er sich Ruhm, Ehre und Vermögen erworben hat, — Du lieber Gott! . . .“

Sie seufzte tief auf und schaute entmuthigt vor sich nieder.

„Ich wüßte sehr wohl einen Rath, mit dem uns geholfen werden könnte,“ meinte sie sodann, indem ihre zierlichen Finger losend über die Blumen am Fenster glitten, „aber mit dem darf ich dem Vater am allerwenigsten kommen! Die Bücher da drinnen,“ — und ihre Rechte wies nach der Nebenthür, — „sind wirkliche Schätze, und Geldes werth. Wenn sich der Vater entschloße, nur einen Theil seiner Bibliothek zu verkaufen, dann könnte ich mir eine Ausstattung anschaffen und getroßt heirathen. Aber Papa's ganzes Herz hängt ja an diesen alten Folianten, — denken Sie nur, ich hab' ihm auf's Wort versprochen müssen, die Bücher auch nach seinem Tode nicht zu veräußern! Er ist so gut, der Vater, so lieb, — aber seine Bücher gehen ihm über Alles, selbst über die eigene Tochter! . . .“

Diese letzten Worte klangen recht bitter. Mich dauerte das arme Kind, in dessen Augen helle Thränen standen, und wirklich schwer empfand ich es in dieser Stunde, daß mich das Schicksal nicht zum reichen Manne gemacht hatte. Mit einem guten Rathe wenigstens wollte aber auch ich aufwarten.

„Soll ich einmal mit Ihrem Vater sprechen, Marchesina?“ fragte ich. „Ich weiß, er hat mich gern und giebt etwas auf ein Wort von mir, — vielleicht gelingt es mir, ihn umzustimmen . . .“

Ich hatte kaum geendet, als Terefina strahlenden Auges auf mich zutrat, meine Hand ergriff und sie warm drückte.

„O, — wie dankbar würde ich Ihnen sein,“ sagte sie mit zitternder Stimme, „und wie inbrünstig würde ich für Sie beten, wenn es Ihnen gelänge, mich glücklich zu machen!“ —

Schon am folgenden Morgen suchte ich den alten Marchese auf. Ich fand ihn, — naturgemäß mitten in seinen Büchern, — leicht leidend vor. Er mußte sich erkälten haben, meinte er unter trocken klingendem Husteln. Ich faßte mich kurz, appellirte an sein Vaterherz und lenkte das Gespräch sodann auf den Verkauf eines Theiles seiner Bücher behufs Anschaffung einer Ausstattung für Terefina. Aber da kam ich schon an! Der Alte erbleichte anfänglich, und zitternd hafteten seine Hände über die vor ihm liegenden schweinsledernen Bände, als fürchte er, ich selbst wolle sie ihm rauben. Dann schoß ihm plötzlich eine dunkle Röthe, die Röthe des Jorneß, in das hagere Gesicht.

„Ist das Terefina's Wunsch?“ brauste er auf.

„Will mich die eigene Tochter tödten?! Sie würde es, — bei Gott, sie würde es, denn den Verkauf meiner Bibliothek würde ich nicht überleben! . . . Nichts da, — Terefina kann warten, bis sich Carlo eine festere Position geschafft hat; sie sind Beide noch jung! . . .“

Es wurde mir schwer genug, dem jungen Mädchen den ablehnenden Bescheid ihres Vaters mitzutheilen. Aber Terefina klagte nicht, sie schien die Hiobspost erwartet zu haben.

Nun folgten böse Tage. Der Marchese erkrankte, sodaß er das Bett hüten mußte. Der Arzt fürchtete eine Lungenentzündung und gebot möglichste Schonung. Doch Frapani war viel zu beweglich, um den Anordnungen des Arztes Folge zu leisten; zu allem Unglück erschien auch noch eines Tages ein Antiquar bei ihm, um ihm eine literarische Seltenheit, — eine schöne alte Ausgabe des Horatius Flaccus, — zum Kauf anzubieten. Im Nebenzimmer hörte ich das Feilschen der Beiden und das Töben und Schimpfen des Marchese, als der Antiquar nicht von dem gestellten Preise abweichen wollte und sich schließlich mit dem Buche wieder entfernte.

In den nächsten Tagen bekam ich Terefina öfter zu Gesicht, und es schien mir, als ob auch auf ihrem Antlitz sich die Spuren beginnender Kränklichkeit zeigten.

„Was ist Ihnen, Marchesina?“ fragte ich sie einmal, „sind Sie leidend?“

Sie schüttelte den Kopf. „Mich ängstigt der Vater,“ gab sie zur Antwort; „er wird täglich schwächer und dabei steigt die innere Aufregung in ihm, — er ist unglücklich darüber, daß er den alten Horaz, der ihm angeboten wurde, nicht kaufen konnte . . .“

Ich mußte lächeln, trotz des Ernstes der Sache, — die Sammelwuth des Alten war gar zu köstlich! Dann faßte ich einen Entschluß, der mir, — ich gestehe es, — zur Ehre gereichte. Unter der Hand erkundigte ich mich nach dem Namen jenes Antiquars und dem Preise des Horatius. Es handelte sich um sechzig Franken, eine Kleinigkeit an sich, eine große Summe für den Frapani'schen Haushalt, — immerhin auch um eine beträchtliche Ausgabe für mich, der ich vorsichtig zu rechnen gezwungen war. Aber ich wollte dem alten Herrn eine Freude bereiten, — und damit auch Terefina. Da ich mich unpäßlich fühlte, so hatte ich mir vorgenommen, erst am nächsten Vormittag bei dem Antiquar vorzusprechen, — leider verhinderte indessen ein tragischer Vorgang die Ausführung meines Entschlusses.

Ich lag träumend beim Beginn der Dämmerstunde auf meinem Sopha, als ich plötzlich vor der Thür einen dumpfen Fall und ein leises Höcheln zu vernehmen glaubte. Hastig sprang ich empor und eilte hinaus. Lang hingestreckt auf die Fliesen des Fußbodens lag Terefina, und neben ihr ein vergilbtes Buch. Terefina hatte die Augen geschlossen, — eine plötzliche Ohnmacht mußte sie niedergeworfen haben. Eiligst stürmte ich in mein Zimmer zurück, ergriff dort ein Glas Wasser und feuchtete die Stirn des armen Mädchens an. Sie schlug langsam die Augen auf, — und dann war ihre erste Bewegung ein Griff nach dem neben ihr liegenden Buche.

„Marchesina, — mein Gott, was fehlt Ihnen?“

Sie richtete sich langsam an meinem Arme auf. „Nichts, o nichts,“ sagte sie, wehmüthig lächelnd, „ich habe den Horaz gekauft, den der Vater sich wünschte, und da —“

Terefina stockte, in mir aber stieg eine seltsame, mich in innerster Faser erschütternde Ahnung auf.

„Marchesina, — Sie haben gedarbt, um Ihren Vater eine Freude zu bereiten, daher Ihre plötzliche Schwäche, Ihre Ohnmacht . . .?“

Sie nickte wieder. „Was soll ich es leugnen,“ flüsterte sie, „gerade Ihnen gegenüber wäre Leugnen Thorheit. „Ja, mein Herr, — ich habe gedarbt —“ und nun schluchzte sie plötzlich bitter auf, — „o, Gott, wie hungere ich!“ —

Was war die Kindesliebe des Aeneas, der seinen greisen Vater auf dem Rücken aus dem brennenden Troja trug, gegen den Heldenmuth dieses Mädchens! Sie hatte gehungert, um einen, nach Lage der Verhältnisse immerhin thöricht zu nennenden Wunsch, um eine literarische Laune ihres Vaters zu befriedigen. Gewiß, ich war erschüttert, — mein Herz war auf's Tiefste gerührt. Stillschweigend führte ich Terefina zu mir in's Zimmer, ließ sie auf dem Sopha Platz nehmen, kochte ihr Thee und eilte dann, eine kleine kalte Colation für sie zu besorgen. Und sie aß mit starkem Appetit, hastig, fast gierig, und dabei farbte sich allgemach ihre Wange wieder lebensfrischer, und in ihr Auge trat der alte Glanz zurück. Als sie die Mahlzeit beendet hatte, wollte sie mir, erröthend über das Eigenthümliche der Situation, — mit enthusiastischen Worten danken, ich aber fiel ihr lachend in's Wort.

„Sie haben nicht zu danken, Marchesina, — wohl aber mücht' ich Ihnen böse sein, daß Sie so wenig Vertrauen zu mir gezeigt haben! Warum haben Sie mir nicht Ihr Herz ausgeschüttet, — bin ich Ihnen so

fremd? ... Nun aber kommen Sie: wir wollen in feierlicher Prozession dem Marchese seinen Horatius Flaccus überbringen!"

Jetzt lachte auch Tereſina. Sie drückte den schweinsledernen Schatz an ihre Brust, — dann ging es hinein in's Krankenzimmer.

Frapani lag leise leuchtend in seinem Bette. Kaum aber hatte er den Jolianten erblickt, den Tereſina ihm triumphirend entgegenstreckte, so richtete er sich hastig auf, und ein Lächeln des Glückes flog über sein Gesicht.

„Der Horaz“, stöhnte er. „O, Tereſina, — ich danke Dir! Hast Du die sechzig Franken bezahlt? Es ist kein Geld für das Buch, — der Mann versteht nichts vom Geschäft, ich verschere es Dir! Ausgabe von 1598, Turin bei Benedetto Mori, — das Buch ist das Dreifache werth! Gib' mir Deine Hand, Tereſina, damit ich sie küssen kann ...“

Spät in der Nacht wurde an meiner Thüre geklopft. Tereſina's angstvolle Stimme rief nach mir.

„Helfen Sie, Signore, — ich bitte Sie! Der Vater liegt im Sterben!“

Im Augenblicke war ich aus dem Bett und angekleidet. Tereſina öffnete mir die Thüre zum Krankengemache, das nun ein Sterbezimmer geworden war. Der alte Herr saß mit aufgerichtetem Oberkörper im Bette, und aufgeschlagen vor ihm lag der Horatius Flaccus. Das flackernde Licht der Kerze huschte über das furchendurchgrabene Gesicht des Greises, das schon einer Todtenmaske glich. Es war wachsgelb, und um die dunkel blickenden Augen lagen schwarze Schatten. Frapani röchelte schwer, — ein erster Blick zeigte mir, daß es zu Ende ging.

Tereſina kniete vor dem Bette nieder und nahm die rechte Hand des Vaters in die ihre. Mit unendlicher Liebe ruhte sein Auge auf dem blassen Antlitz der Tochter, — dann streifte sein Blick das vor ihm liegende Buch, und mühsam rang es sich aus seiner Brust heraus:

„Hab' Dank, mein Kind! ... Verkaufe die Bücher — in Gottes Namen! ... Nimm' Deinen Carlo — und — werde glücklich!“

Die Stimme brach, das angstvolle Köcheln verstärkte sich, — noch ein tiefer, mächtiger Athemzug, dann sank das graue Haupt auf die Brust herab, und das Köcheln verstummte. Das Herz hatte zu schlagen aufgehört.

Wochen waren vergangen. Man hatte den alten Marchese zur Ruhe bestattet; keiner seiner Verwandten war bei dem Begängnisse zugegen gewesen, — Tereſina, Carlo und ich waren die Einzigen, die auf seinen Sarg eine Hand voll Erde streuten. Der erste wilde Schmerz Tereſina's um den Verlust des Vaters hatte sich ausgelebt, und ruhigere Besonnenheit war an seine Stelle getreten. Sie begann an die Zukunft zu denken.

In gelegentlicher Rücksprache mit mir hatte mich Tereſina gebeten, für den Verkauf der hinterlassenen Bibliothek Sorge zu tragen. Nun auf einmal fiel es auch ihr schwer, sich von den stillen Lieblingen ihres Vaters zu trennen, aber die Nothwendigkeit erforderte es. Ich setzte mich demzufolge mit einem deutschen Buchhändler in Neapel in Verbindung, der mir anrieth, mich an Herrn Tommaso Giri in Turin zu wenden, einen der größten Antiquare Europa's, und nebenbei einen der ersten Bücherkenner der Welt. Umgehend schrieb ich an Giri und sandte ihm gleichzeitig den von Frapani ungemein sorgfältig geführten Katalog seiner Bibliothek ein. Die Antwort erfolgte auf telegraphischem Wege: Herr Giri wollte die Bücherei persönlich in Augenschein nehmen.

Einen Tag später ließ sich ein kleines, vertrocknetes Männchen bei mir melden, — der berühmte Antiquar selbst. Eine volle Woche brachte er vom Morgen bis zum Abend zwischen den Büchern Frapani's zu, — vergleichend, revidirend, prüfend. Das war eine angstvolle Zeit für die arme Tereſina.

„Ich will ja nicht viel,“ sagte sie mehr als einmal zu mir, „wenn Giri nur drei-, — nur zweitausend Franken zahlt, bin ich schon ganz zufrieden! Das genügt uns für die erste Einrichtung, und weiterhin vertraue ich auf Carlo's Talent und Thatkraft.“

Endlich hatte der Antiquar seine Revision beendet. Wir saßen gemeinsam, — Carlo, Tereſina und ich, — beim Branzo, als Herr Giri händereibend in unser Zimmer trat.

„Brauchbare Sachen, sehr werthvolle Dinge,“ jagte er hüftelnd und rückte an seiner mächtigen, goldumranderten Brille, indeß Tereſina angstvoll in seinen verwiterten Zügen zu lesen versuchte. „Wächte am liebsten die ganze Geschichte allein erstehen, — doch das geht nicht an: es wird mir zu theuer. Die Bibliothek muß zerstückelt, muß in einzelnen Theilen verkauft werden, — ich will mich aber verpflichten, den Verkauf zu übernehmen, und garantire Ihnen einen Gesamtpreis von

mindestens zweihundertundsechzigtausend Franken, — mindestens sage ich: es kann noch mehr dabei herauskommen, denn es sind sehr hübsche Sächelchen darunter, — Sächelchen, nach denen sich unsere öffentlichen Bibliotheken reißen werden ...“

Das fast schreckhaft erstaunte Gesicht Tereſina's, als der Antiquar ihr die, für ihre Verhältnisse ungeheure Summe genannt hatte, wird mir unvergesslich sein. Sie glaubte offenbar, falsch verstanden zu haben, und fragte mit zitternder Stimme noch einmal nach dem zu erwartenden Preise. Als Giri die vorher genannte Summe wiederholte, sprang Carlo plötzlich wie ein Narrischer auf, umarmte erst Tereſina, dann mich, und wirbelte schließlich vor toller Freude mit dem kleinen Antiquar, der gar nicht wußte, wie ihm plötzlich geschah, tanzend in der Stube umher.

Ja, das war ein Abend der Freude! Bis tief in die finstere Nacht hinein saßen wir beisammen und plauderten bei italienischem Schaumwein vom Glück der Zukunft. Weit auf standen die Fenster, und balsamisch wehte die Luft in das Zimmer. Der Mond streute sein Gold bis in das blickende Raß unserer Gläser, und leise klang von der Straße herauf der Mandolinenschlag eines Verliebten ...

Die Geschichte von der werthvollen kleinen Bibliothek, die man eines schönen Tages in einer schmutzigen Querstraße der Via Roma zu Neapel entdeckt hatte, machte seiner Zeit die Runde durch die meisten Journale. An Uebertreibungen fehlte es in den Zeitungen natürlich nicht; Thatfache war indessen, daß auch einzelne große Staats-Bibliotheken, wie die des Louvre und die Münchener, sich am Ankauf der Frapani'schen Bücherei beteiligten. Den Horatius Flaccus von 1598 erstand ich für mich; der alte Lateiner sollte mir eine Erinnerung sein an jene Frühlingstage in der Goffstadt und an die rührende Kindesliebe Tereſina's.

Tereſina und Carlo sind heute ein glückliches Ehepaar. Vor Jahresfrist hab' ich die Beiden in Rom, wohin sie überriedelt sind, besucht. Carlo's Talent hat sich Bahn gebrochen, nachdem sich auch äußerlich sein Lebensweg licht und freundlich gestaltet. In seinem traulichen Heim in der Via Sestina verlebte ich manch' heitere Stunde, und nur, wenn wir im Gespräche des lustigen Balconzimmers hundertundrei Stufen über dem Straßensplaster Neapel's gedachten, glitt ein Schimmer von Wehmuth, wie sie immer die Erinnerung an den Wechsel von Glück und Trübseligkeit hervorzaubert, über das dunkle Auge meiner holdseligen Wirthin.

Nachdruck verboten.

Aus Großtanchens Hofdamenleben.

Von Doris Freiin von Spätgen.

Entlich steht die greisenhafte, schlante Gestalt der Cousine des seligen Großvaters noch vor meinem Geiste. Damals, — lange Jahre sind nun auch seitdem vergangen, — imponirte mir Achtzehnjährigen, die ich erst seit wenigen Monaten mit stolzem Selbstgefühl das Prädicat „Frau“ trug und somit in Tante Babettens Familie „hineingeheiratet“ worden war, diese kleine, wahrhaft originelle Dame von vierundneunzig Jahren gar gewaltig.

Noch niemals im Leben hatte ich einem so alten menschlichen Wesen gegenübergestanden, und als ich zum ersten Male in dem mit steifer Empire Pracht möblirten Paradeszimmer mich tief zur Erde niederbückte, um meiner alten Verwandten, die terzengerade und unfehlbar hoheitsvoll von ihrem Sitze sich erhob, in Ehrfurcht die runzelige Hand zu küssen, da überkam mich eine Empfindung, als wäre ich um acht Jahrzehnte zurückverlegt, und eine jener mythenhaften Ahnmütter, deren Erithenz mir nur dunkel vorfiel, sei plötzlich zum Leben erwacht. Wie konnte dieses mumienartige, zusammengeschrumpfte Gesicht mit dem kaum einem Menschen ähnlichen, wimperlosen, träben Augen noch Spuren von Leben, Geist und Intelligenz verrathen? Was würde wohl dieses seltsame Wesen aus einer längst begrabenen Zeit mit mir, dem heiteren Kinde des neunzehnten Jahrhunderts, sprechen? War es denn möglich, daß dasselbe überhaupt noch Interesse zu finden vermochte an Leuten und Verhältnissen, die, — nach meiner Idee, — den Anschauungen jener Tage so weit entrückt lagen? — Das Alles dachte ich im ersten Momente meiner Bekanntschaft mit Tante Babette.

Wie sehr sollte ich mich jedoch geirrt haben! Heute noch, nachdem der Greisin kleiner Körper längst von allen irdischen Mühsalen ausruht, heute noch gehören alle die Stunden, welche ich in ihrer Gesellschaft verbringen durfte, zu den liebsten, heitersten Erinnerungen meines Lebens. Tante Babette war zwar ein Original, allein ein geistreiches, witziges, zuweilen etwas elegisch angehauchtes, zuweilen aber auch ein wenig scharf boshaftes Original. Von Gedächtnisschwäche und dem bei solch hohem Alter vielleicht sehr natürlichen Verwecheln der Personen, Namen und Daten war an Großtanchen keine Spur zu bemerken. Staunen erregte es in mir wirklich, wie sie für Alles, was in der eigenen Familie, unter ihren Bekannten, ja sozusagen in der Welt vorging, nicht nur das lebhafteste Interesse zeigte, sondern wie sie sogar in den reichen Schatz ihrer Erlebnisse mit einer Sicherheit und Genauigkeit zurückzugreifen vermochte, um dieses oder jenes interessante Stücklein oder lustige Episodchen eines langen, erfahrungsreichen Lebens an's Tageslicht zu fördern.

Dreißig Jahre war Tante Babette Hofdame bei einer thüringischen Herzogin gewesen, und es schien besonders diese Zeit zu sein, bei der ihr reger Geist am liebsten verweilte.

Kam es mir, der in Andacht Lauschenden, dabei doch zuweilen vor, als rolle sich ein Stück Geschichte oftmals vor meinen Augen auf!

In bunten Farben schilderte mir die alte Dame unter vielem Anderen das amüsante Leben am Hofe der Kaiserin Josephine zu Kassel, dessen wechselvollen Reiz Tante Babette in Begleitung ihrer Herzogin kennen zu lernen das seltenste Glück gehabt. Mit eigenen Augen hatte sie den überaus glänzenden Kreis geschaut, in welchem Josephine durch liebenswürdige Armuth den Mittelpunkt gebildet. Sobald sie aus jener Zeit erzählte, dann redete sich die kleine, düstige Gestalt in die Höhe, und es dünkte mir zuweilen, als husche dabei ein leiser Schimmer einstiger Jugend über die wellen, verwiterten Züge von Tante Babette, die übrigens niemals schön gewesen sein soll. Ganz besonders aber war es ein Name, der ihre matten Augen stets in merkwürdigen Feuer aufblitzen machte. Zwar bezeugte Großtanchen sich immer als gute Patriotin, hing auch mit Leib und Seele treu an ihrem Königsstuhle und hatte in Preußen's Sturm- und Drang-Periode gewiß im tiefsten Innern unter des Urtatators Joch gekämpft und getrauert. Allein trotzdem schlug ihr Herz, wie sie mir oftmals versichert hatte, in einer ihr unerklärlichen, halb bangen, halb bezaubernden Freude, wenn sie in jener aufregenden, verhängnißvollen Zeit des Weltentzweingers Antlitz mit den durchdringenden, stahlgrauen Adleraugen einmal begegnete.

Lächelnd und, trotz ihrer vierundneunzig Jahre, mit fast jungfräulichem Senken der Lider gestand Tante Babette mir eines Tages ein, daß sie nie für einen anderen Mann geschwärmt habe, als für den großen Kaiser Napoleon.

„Und er?“ hatte ich mit schüchternem Einwurf zu fragen gewagt; worauf Großtanchen, — noch in der Erinnerung an die dahingegangene Jugend und deren mannigfache Enttäuschungen, — leusend erwiderte, daß der Stolz, Gewaltige der kleinen, wenig schönen Hofdame wohl eigentlich niemals Beachtung, ja kaum einen eingehenden Blick geschenkt hatte.

Und dennoch hatte eine Schicksalsfäden an dem für eine still im Bufen getragene Neigung so blüden, undankbaren Mann sich zu rächen erlommen. Tante Babette sollte eine, wenn auch nur zweifelhaft ehrenvolle Revanche haben. Ihre eigenen, genau in der für sie charakteristischen sentimentalischen, dabei jedoch scharf witzigen Redeweise wiedergegebenen Worte sind es daher auch, welche ich hier bringe und die in nachstehender kleinen Episode aus Großtanchens Hofdamenleben mir damals ebenso scherzhaft, als originell, erschien, daß ich heute, nach fast fünfundsiebenzig Jahren, weder irgendwie Bedenken hege, noch eine Indiscretion zu begehen fürchte, wenn ich sie wahrheitsgetreu nachzähle:

„Der Kaiser, — der Kaiser sollte auf Besuch zu meinen Herrschaften kommen! Gleich einem Lauffeuer durchflog diese überraschende Kunde unser herzogliches Schloß. Wann er eintreffen, wie lange der hohe, mächtige Gast in unseren bescheidenen Mauern weilen würde, davon verlauteete für's Erste noch nichts. Mir genügte, daß er kam, daß ich ihn sehen, daß meine Füße denselben Boden berühren sollten, den er gestreift!“

Eines Abends war ich länger als gewöhnlich bei der Frau Herzogin in deren Gemächern zurückgehalten worden. Der französische Roman, welchen vorzulesen mir befohlen worden, hielt uns dermaßen in Aufregung und Spannung, daß wir der späten Stunde gar nicht gedachten. Endlich, — ich glaube, es schlug bereits halb zwölf, — nahm meine Gebieterin mir das Buch aus der Hand und hieß mich zur Ruhe gehen.

Mit tiefem Compliment hatte ich mich verneigt; ich hatte die Thürflinte bereits in der Hand, als die hohe Frau einen leibenden Shawl ergriff und eigenhändig ihn mir um Kopf und Schultern schlang.

Die Gänge des Schlosses sind kalt, und der Weg nach Ihrem Zimmer ist weit, mein liebes Kind! sagte sie dabei, freundlich wie immer. „So! Nun aber laufen Sie recht schnell, und ich wünsche sehr, daß Ihnen Niemand begegnen möge! Denn — denn ...“

Der Herzogin weitere Worte verstand ich nicht mehr, da sie mich rasch auf die Stiege führte und zur Thür hinausdrückte. Huh! Ich froh wirklich; wenigstens rieselte ein eigenartiger Schauer durch meine Glieder, einerseits verursacht durch die aufregende Lectüre, andererseits aus Bangigkeit, in schon so weit vorgerückter Nachtstunde den endlos langen Corridor des Schlosses und sogar noch eine Stiege aufwärts bis zu meiner ziemlich entfernten Wohnung allein zurücklegen zu müssen. Spitzgeschichten hat wohl ziemlich jedes größere alte Schloß aufzuweisen, und so kam es denn auch, daß in diesem Momente allerlei gruselige Dinge und Gestalten vor meinem Geiste auftauchten, umso mehr noch, weil man hinsichtlich der Beleuchtung in jener Zeit äußerst hausbälterisch zu Werke ging und nur hier und da in den weitläufigen Fluren und Gängen ein bescheidenes Lämpchen anzündete.

Ehorheit! dachte ich, ärgerlich über mich selbst, und schüttelte das kindliche Grauen muthig von mir ab. Schnell rannte ich eine Strecke in das gepensliche, ab und zu von einem magischen Lichtschein unterbrochene Dunkel hinein. Wie unheimlich laut hallten doch meine Schritte von den hohen gewölbten Wänden wider! Doch vorwärts mußte ich. Noch einmal holte ich tief Athem und lief, das Tuch fester über den Kopf ziehend, weiter.

Beinahe war die Biegung, in welcher der lange Corridor des zweiten Schloßflügels, und auch die Treppe zum oberen Stockwerke mündete, glücklich erreicht; — da höre ich eine Thür leise öffnen und wieder schließen, und ein fester, hastiger Tritt kommt den Gang entlang, mir gerade entgegen.

Entsetzt fahre ich zusammen. Das mußte ein Mann sein. Schrecklich, mich, der Frau Herzogin Hofräulein, um die Ritternachtsstunde in den Gängen des Schlosses anzutreffen! Gerade an unserem Hofe hielt man auf strenge Etikette. War es aber nicht sofort erklärlich, daß ich aus den Gemächern meiner Gebieterin kam? Es war ja bekannt, daß diese gern sehr lange aufzubleiben beliebte.

Immer näher ertönten die verhängnißvollen, eigenthümlich kurzen, energischen Schritte. Keiner der Lakaien wagte so sicher aufzutreten. So mußte es also wohl Niemand von den Hof-Cavalieren sein. Wie ärgerlich, wie fatal!

Angeriger spähe ich, — trotz meines sieberhaften Herzklopfens, — mit einem Auge aus dem mich verhüllenden Shawl. Eine kaum an die Mittelgröße hinreichende, von einem weiten Radmantel bedeckte, Männerfigur steht, ungefähr zehn Fuß von mir entfernt, und starrt. Gleich einem, vom Geier eingeschücherten und verfolgten Hühnchen ducke ich mich und kriechte förmlich in mich zusammen, um mit geschickter Wendung an der drohenden Gestalt rasch vorbeizugehen.



Bergmännleins Übungsstunde. Nach einer Skizze von Hermann Vogel. — Siehe Seite 101.
Aus der Preis-Concurrenz der Illustrierten Frauen-Zeitung.

hulchen. Da, — ich glaube, jeder Blutstropfen zog sich während dieses entsetzlichen Augenblickes in mein armes Herz zurück und ließ es fast springen vor Angst und Scham, — da vertritt der Unverschämte mir schnell und gewandt den Weg. Empört weiche ich etwas nach rückwärts, doch nicht genug; er breitet die Arme aus und drückt mein schwächliches Nigurrhen fast gewaltsam an die Brust.

Schreien hätte ich mögen vor Wuth und Zorn. Allein was half das; es würde die böse Situation eher noch verschlimmert haben. Mein energisches Zorren und Winden, um die Umklüftung zu lösen, blieb wenigstens umsonst. Denn ein hartloses Männergesicht beugte sich mit Blütheschnelle zu meinem Kopfe nieder, und — ehe ich noch so recht zu klarem Bewußtsein kam, brannte ein herzhafter Kuß auf meinen Lippen!

Entsetzlich! Mich, der Frau Herzogin sitames, anerkannt preidiges Hoffräulein, so sans façon zu küssen! Wer war der Beleidiger? Das konnte, — durfte ich nicht so ruhig hinnehmen.

Zum Glück vermochte der scheinheilige Dudmäuser, dem die dunkle Nachstunde gerade willkommen schien, ein ahnungsloses Mädchen arglistig zu überfallen, mich nicht zu erkennen, da ich das Tuch mit heftigem Kuß noch tiefer herabgezogen hatte. Doch durch die langen heidenen Franzen, die schützend ihm meine Züge verhüllten, sah ich nun direct in ein lachendes Gesicht mit einem Paar flammensprühender Augen.

Allgütiger Gott! Der Kaiser, — Napoleon, — mein angebeteter Held, — mein Ideal war es! Die Fäße verlagten mir fast den Dienst, und es fehlte nicht viel, so hätte ich laut aufgeschrien. In diesem Momente wußte ich wahrlich nicht, ob es Todeserschreck, ob Freude war, was mir jede Spur von Fassung raubte. Die kraftvollen Arme gaben mich nun endlich frei, und halb betäubt, nur die Geistesgegenwart bewahrend, daß ich fortan mein Angeicht vor ihm verbarz, taumelte ich nach vorwärts.

Adieu, ma belle! Au revoir! tönte ein heiterer, merklich spöttischer Ruf mir nach. Aber wie von Feurigen gesagt, nicht rechts, noch links schauend, stürmte ich meines Weges, — die Treppe hinauf, und erreichte athemlos, dabei an allen Gliedern bebend, glücklich mein stilles Zimmer.

Den anderen Morgen war großer, offizieller Empfang des Kaisers Napoleon bei der Frau Herzogin. Schon in der Frühe hatte die freudige und überraschende Kunde sich im Schlosse verbreitet, daß der Allgewaltige, nur von seinem Adjutanten begleitet, augenscheinlich, um jeder lästigen Feierlichkeit auszuweichen, ganz plötzlich eingetroffen sei. Die glänzende Suite war dem Kaiser erst am Vormittage nach jenem kleinen Abenteuer gefolgt. Wir drei Hofdamen, Gräfin N. N., Fräulein von Z. und ich, fanden, zu Ehren des hohen Gastes auf's Schönste geschmückt, im Vorzimmer, welches direct zu Ihrer Hoheit Privat-Gemächern führte, und harrten in Aufregung und banger Ungebuld des verhängnißvollen, wichtigen Momentes. Beugte sich damals doch Alles vor des Himmels Willen, durch Glück und Ruhm verdöhnten Mannes Haupt!

Unter dem knappen, weißen Seidenkleide, dessen Gürtel mir gerade über dem Herzen lag, pochte es fast zum Zerplatzen, und wenn ich an diesem Vormittage glücklicherweise nicht die Zuflucht zu etwas „rouge“ genommen, ich glaube, die tiefe Blässe meiner Wangen hätte den Gefährtinnen meinen Gemüthszustand verrathen. Würde der Kaiser mich wiedererkennen? Toilette verändert zwar sehr; indeß man rühmte ja stets seinen Fallsblick. Nur das Eine beruhigte mich etwas, daß er in meiner Person doch wohl eher ein Stammverwandten, als ein Hoffräulein vermuthet haben dürfte; und mit diesem schwachen Troste allein war ich schließlich einigermaßen im Stande, meine Ruhe zu bewahren.

Endlich, — Napoleon in seiner rücksichtslosen Art liebte es, auf sich warten zu lassen, — endlich öffneten sich die Thüren, und ein glänzender Zug, eingeführt durch den Hofmarschall unseres Herzogshauses, der Kaiser in großer Uniform an der Spitze, überschreitet die Schwelle. Erst nach unserer tiefen Verneigung vermochte ich in schüchternem Blick die Augen aufzuheben zu dem angebeteten und doch wieder gefürchteten Manne. Stolz, gleich einem Siegesgotte, den charaktervollen Kopf in den Nacken zurückgelegt, einen Zug von bläulicher Hochmuth und unbegreiflichem Troz um den festgeschlossenen Mund, — so kam er dahergeschritten. Nun erst mußte er unserer ansichtig werden. Denn plötzlich kniete er, und das große, stahlfarbige Auge richtete sich eine Weile mit neugierigem, indeß scharfsprüfendem Ausdruck auf uns drei Damen.

Gräfin N. N. war eine sehr große, schlanke Blondine, Fräulein von Z.'s Figur dagegen zeigte auffallend üppige Formen. Beide waren um ein beträchtliches Theil hübscher als ich. Allein gerade an meiner unbedeutenden, kleinen, zierlichen Gestalt blieb das Kaiser-Auge am längsten und eingehendsten haften. Fest und voll schaute er mir darauf in's Gesicht.

Es war ein Moment, in dem ich am liebsten in die Erde hätte sinken mögen. Denn ich gewahrte, wie die scharf markirten Brauen dieses seltsamen Antlitzes sich finster zusammenzogen und sichtlich Zeichen von Aerger und Verdruß um die stolz geschwungenen Lippen sich ausprägten.

Was war das? Hatte er mich wiedererkannt? Ist diejenige, welcher sein heiterer Zuruf: „Au revoir, ma belle!“ gegolten, vielleicht nicht ganz nach seinem Geschmack, nicht seinen Erwartungen entsprechend? O, daß ich in dieser bitteren Stunde meinen so wenig anziehenden Zügen den Stempel der Schönheit hätte aufzudrücken vermögen!

Doch stolzer und steifer richtete der Kaiser sich empor, grüßte nur mit kurzer, vornehmer Handbewegung nach uns hinüber und verschwand in den Gemächern der Frau Herzogin. Während seines zweitägigen Aufenthaltes an unserem Hofe hat der Allgewaltige auch nicht ein einziges Mal mit mir gesprochen.

Eingeschüchtert und mit Thränen in den Augen habe ich jedoch später meiner Gebieterin diese kleine „aventure“ gebeitet. Sie lachte nur dazu und meinte, daß sie von der Ankunft des Kaisers an jenem Abende schon gewußt, es aber für besser gehalten, zu mir darüber zu schweigen. Im Uebrigen tröstete sie mich mit den heiteren Worten: „Einen Kuß in Ehren kann Niemand wehren!“

Mir aber ist es zeitweilig nicht recht klar geworden, worin die große „Chre des Kusses“ eigentlich bestanden. Wenigstens wußte ich nie, ob ich mich darüber freuen oder grämen sollte.“ Als Großtantenchen mir jene niedliche Episode erzählte, mußte sie indeß wohl die Enttäuschungen, welche der damalige Beicht des Kaisers mit sich gebracht, längst verschmerzt haben. Denn auch sie lachte dabei; nur hatte sie die Augen geschlossen und leise flüsternd hinzugefügt: „Mein Männer-Ideal, mein kaiserlicher Held blieb er aber dennoch!“

Nachdruck verboten.

Berlin im Frühling.

Berlin, im Mai.

Waldun Großer hat kürzlich in diesen Blättern von dem eitelstelen, ohne jegliche vorherige Anstalt, — wie das bei hohen Herrschaften doch nun einmal üblich, — erfolgten Einzuge des Frühlings in Wien geplaudert. Nun, und in Berlin ist's auch nicht besser, — in diesem Falle eigentlich auch nicht schlechter ergangen. Am Abend sah man noch fröstelnd am warmen Ofen und erwärmte die von mairlicher Kühle angehauchte Seele durch heißen Grog, — und am folgenden Morgen leuchtete die Frühlingssonne so intensiv durch die baumlosen Straßen, daß man schleunigst unter den Schatten des Schirmes flüchten mußte. Apropos, Schirm, — die Modeneinheit auf diesem Gebiete liegt wieder einmal mit dem guten Geschmack im Hader. Ich spreche aber nur von den Herren-Sonnenschirmen. Geht ich's offen, — ich war entsetzt, als man mir in dem Laden, in dem ich mich, der Lenzone zum Aerger, „beschiirmen“ wollte, als neueste Neuheit, direct von der Seine bezogen, ein blau und weiß carvirtes Ungeheuer mit antediluvianischer Kräfte überreichte. Zu Oberbairern und Tirol und in meiner schlesischen Heimath pflegen die Bauern sich solcher Schirme zu bedienen, — nun lehrt man auch in der Stadt zur Natur zurück. Je bäurischer der Herrschirm, desto höher der Chic, — und das hat mit ihren Strahlen die Lenzone schon gethan!

Es ist etwas Eigenes um den Berliner Frühling, — er ist gewissermaßen eine Spezialität in der Natur. Die ganze Stadt wird rebellisch, sobald der erste wärmere Sonnenschein über die Dächer der Häuser blinzelt. Der Berliner liebt es, im Freien zu sitzen, und so wachsen denn urplötzlich vor jeder Restauration kleine Tische wie Pilze aus dem Trottoir empor; fränkende Orangebäume in gütgrünen Kübeln spenden den nöthigen Schatten, — oder auch nicht, und ein Zeltdach aus Segeltuch soll dem erwaigten Regen wehren, thut es aber für gewöhnlich nur ungern, denn durch die eingeweichte Leinwand tropft sehr bald unbarmherzig des Himmels Nässe in das bairische Bier und auf das Wiener Schnitzel herab. Das genirt aber den Berliner nicht; er besitzt eine starke Abkühlungskraft, sobald er sich im Zeichen des Spates oder irgend eines anderen Bräu's von München's Gnaden befindet. Daher denn auch die immer noch sich steigende Fülle der Bier-Paläste, die jede Straßenluft schmücken. Berlin ist längst Weltstadt geworden, — nun aber auch Bierstadt, und das gefällt mir nicht recht, obgleich ich durchaus kein Verächter von Malz und Hopfen bin, wenn beide Factoren in die richtige chemische Verbindung gebracht worden sind. Auch rein äußerlich wetteifern die neuen Bier-Paläste an Eleganz der Ausstattung mit einander, und fast möchte ich glauben, daß die Zeit nicht mehr fern ist, da man eine unverfälschte Berliner Beibierstube mit ihren veränderten Wänden und ihrer schmucklosen Einrichtung als Sehenswürdigkeit, als ein Ueberbleibsel aus verschwundener Cultur-Epoche, öffentlich zeigen wird.

Naturgemäß regt sich mit dem Beginn des Lenzes, — der sich ja noch nie nach dem Kalender gerichtet hat, — auch die Wanderlust des Berliners mächtig. Für den kleinen Bürger ist der nahe Grunewald mit seinen tiefemadelnen Schönheiten ein Dorado, zu dem er allsonntäglich in Feststimmung hinauspilgert. Gehobeneren Gefühls kann der Himbo das Heiligthum Wischum's auch nicht betreten, als der Berliner den gelben Sand des Grunewalds. Der Frühlings-Edem, der in den Kiefern raschelt, wirkt wahrhaft elektrisirend auf ihn, und da das Gefühl des Wohlseins sich auch beim Berliner zuerst durch fröhlichen Gesang kundzugeben pflegt, so schallt es in hundertlei Tonarten durch das grüne Revier. Es giebt viel hübschere Punkte in der Umgebung der Reichshauptstadt, — z. B. die Havel-Seen, die jetzt zur Frühlingszeit in ihrer lichtgrünen Einfassung gar prächtig anschauen, — aber die ganz besondere Vorliebe unseres pfahlbürgerlichen Einwohners für den Grunewald ist unansrotbar.

Nur die Hasenheide macht dem Grunewald Concurrenz. Das ursprüngliche Volksleben entfaltet sich hier auf engerem Raume als dort und wirkt daher noch bunter, farbenfreudiger und charakteristischer. Ein Hauch kleinstädtischen Betriebes liegt freilich über den eigenartigen Vergnügungen, welche die Hasenheide bietet, aber er wirkt eher anheimelnd und gemüthlich, als lächerlich. Man glaubt sich auf irgend einen Jahrmarkt verlegt, wenn man in dieses harmlos lustige Leben hineintritt. Die zahllosen Buden der Feuerfresser, Kiefern und Zwerge, „elektrischen Jungfrauen“ und „Damen ohne Unterkerper“, die primitiven Panoramen und „medamisch-plastisch-historischen Zeit-Anstellungen mit beweglichen Figuren“, die Menagerien mit ihren angehaltenen Hyänen, die im Naturzustande zahme Schäferhunde sind, und ihren wilden Klapper- schlangen, die vor Altersschwäche kaum noch kriechen können, die lebensgefährlichen Carroufells, deren bloßer Anblick schon schwindlich macht, die russischen Schaukeln und Rutschbahnen, die fliegenden Verkäufer mit ihren „echten Wiener Würstchen“, deren Abstammung immer zweifelhaft ist, trotz der Verückelung: „wahr sind sie noch“, — die Hausirer und Blumenhändler: all das wogt bunt durch einander inmitten einer jubelnden, johlenden Menschenmenge, welche die gebotenen Genüsse nicht für den siebenten Himmel Mahomet's eintauschen würde. Dabei wallt der Staub gleich einem durchdringenden Schleier athembeklemmend durch die Luft, und tausend Däfte ärgern den empfindlicheren Geruchssinn, — aber die Nerven derer, die in der Hasenheide ihr Amüsement suchen und finden, sind abgehärteter, als die unierer oberen Zehntausend. Wer echtes und rechtes Volksleben studiren will, der wandere hinaus in die Kiefern der Hasenheide; an malerischen Motiven und charakteristischen Momenten mangelt es da nicht, — man sehe nur die prächtige kleine Zeichnung an (Seite 97), deren Stoff P. Bauer dem lustigen Treiben entlehnt hat!

Was uns amsonst der Lenz gebracht hat, ist schnell verzeichnet. Eine Gesellschafts-Saison gab es der Landestrainer wegen und aus Rücksicht auf unseren tranken allerhöchsten Herrn in diesem Jahre nicht, doch bei Beginn des Frühlings, der auch unserer leidenden Majestät anscheinend Besserung gebracht, öffnete sich noch hier und da ein gastfreundlicher Salon. Zu einer Soirée beim Erbprinzen von F. in den ersten Tagen des Mai war unsere ganze erste Gesellschaft geladen worden und hatte sich auch, mit wenigen Ausnahmen, daselbst zusammengefunden; ähnlich war es an zwei noch später im Monat fallenden Abenden beim Herzoge von S. und dem Fürsten von L. — es hatte den Anschein, als wolle man sich noch einmal begrüßen, ehe man die Großstadt mit den Landstrich und den Bädern vertauscht. In den Toiletten

auf diesen Soirées anwesenden Damen herrschte selbstverständlich noch immer der dunkle Ton der Trauer vor, den wir in anderen Circeln der vornehmen Welt indessen bereits mit den lichtereren Farben der Halbtrauer abgedämpft fanden.

Mit den ersten Frühlingskäuern, die vom Himmel heriederprasselten, stellte sich auch der, da und dort schon sehr leicht erwartete Regen ein, zu dem der Thronwechsel Anlaß gegeben hatte. Auch dieser Regen war ein echter Lenzegebieter gewesen, — die Fülle glänzenden Segens ist so in Fluthen herabgekömmt, daß nur ein ängstlich gehütetes Knopfloch der Ueberschwemmung entgehen konnte. Doch war diese Ueberschwemmung milder trauriger Natur, als jene andere, die der schmelzende Frühlingssehne entsest, die viele Taufende an den Bettelstab gebracht, und die in so hohem Grade das Mitleid der Menschheit in Anspruch nehmen durfte. Gilt es aber, auf dem Altare der Wohlthätigkeit Opfer zu bringen, dann tritt Berlin stets in die erste Reihe der Spendenden. Im Reichthum des Bären ist denn auch in diesen schweren Tagen viel gethan worden, der Noth und dem Glend zu wehren, und besonders die Frauen Berlin's waren es, die sich als hülfreiche Engel erwiesen. Auch an anderer Stelle waren holde Frauenhände vor Kurzem noch thätig, sich im practischen Wohlthun zu üben: der Bazar zum Besten der Genossenschaft deutscher Bühnengehörigen im Schauspielhause hätte kaum so glänzende Resultate erzielt, wenn der Vorstand nicht auf die ingenieure Idee gekommen wäre, die Schönsten der Schönen aus dem Reiche Welpomene's, der Thalia und Terpsichore hinter die Verkaufstische des Bazars zu nöthigen. Wohlthun trägt sonst bekanntlich Finen, — in diesem Falle aber trug männiglich seine Finen zum Wohlthun hin, und es war besser so.

Mit dem Reichen des Lenzes sind wir gleichzeitig in das der Frühlings-Neutings, — Joden-Näpfe und Peitsche, — getreten. Die ungefügen, zweistöckigen Reifewagen, die in der vornehmen Sportwelt besonders beliebt sind, trotzdem die Arche Noah's an architektonischem Geschmack ein Meisterstück gegen sie gewesen sein muß, rasseln wieder die Charlottenburger Chaussee hinab, und helle Haufen Volks strömen ihnen nach. Das ist ein buntes, bewegtes Leben und Treiben in der Nähe des Rennplatzes, — der Berliner ist sehr passionirt für jegliche Art des Sports, und die Buchmacher erfreuen sich in aller Heimlichkeit nach wie vor guter Geschäfte. Auch von den neuesten Sport-Toiletten würde ich gern noch erzählen, hätte ich ein besseres Gedächtniß und verstände ich mich auf die Kostümfrage. So aber entfinne ich mich nur noch des Anzuges einer sehr dicken Dame, die an der Seite eines ebenso dicken Herrn in einer Equipage neben der meinen thronte. Sie trug ein safranengelbes Kleid mit rothen Punkten und einen Hut, über dessen Krempe Mohublumen herüber nickten. Dabei sah sie so stolz und von Selbstbewußtheit geträgt in die Welt, daß ich sie für die Gattin eines südamerikanischen Gefandten hielt. Weit davon! Es war, wie ich zufällig hörte, die Frau Schlächtermeisterin Bädeke, die ich indessen nicht für tonangebend in Sachen der Toilette halte. Vielleicht führt ein günstiger Stern mir beim nächsten Kennen ein beachtenswertheres Object für meine Mode-Studien in den Schwinkel der Augen . . .

Klaus von Rheden.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Bergmännleins Uebungsstunde. Von Herrmann Vogel. Aus der Preis-Concurrenz der Illustrierten Frauen-Zeitung. Siehe das Bild auf Seite 100. — Es giebt ja kluge Leute genug, welche behaupten, daß der Wald keine Geheimnisse habe. Wenn sie etwas über den Weg schimmern sehen, so sagen sie, das sei keine Waldsee oder kein graues Waldweib, sondern je nach der Tageszeit ein Sonnenstrahl oder das Mondlicht, das sich durch das Blätterdach hindurchschießt. Wenn sich etwas Unerklärliches auf den Wellen des Waldsees wiegt, sehen sie nicht die Rize, die aus ihrem Korallenschloß aufgetaucht ist, sondern weißen Wellenschauum und blühende Wasserrosen. Wenn ihnen Jemand erzählt, daß er ein leibhaftiges Bergmännlein über den Weg huschen sah, dann behaupten diese Superklugen, das sei ein Dachs oder ein Hase gewesen. Und wer geheimnißvolle Musik im Walde gehört haben will, dem wird erwidert, daß das Rascheln der Blätter, das Murmeln der Quellen und das Zwitschern der Vögel allerdings eine liebliche Musik gebe, aber etwas Geheimnißvolles sei nicht dabei. Und doch müssen sie im Unrecht sein. Woraus sollten unsere Märchen entstanden sein, wenn sich jedes Waldgeheimniß so leicht erklären ließe, und wie hätte der Maler unser Bild malen können, wenn er das Bergmännlein mit seiner Färbung und die muthwilligen Rizen, welche ihn vergebens in seinen Studien zu stören versuchen, nicht wirklich geschaut hätte. Es ist ja bekannt, daß nur Sonntagskinder solche Waldgeheimnisse sehen. Damit sollten sich auch die Superklugen zufrieden geben, die an die Existenz von Wesen menschlicher Bildung unter der Erde und unter dem Wasser nicht glauben wollen.



Nachdruck verboten, ebenso jegliche Nachbildung der abgebildeten Gegenstände, welche geleglich geschügt sind.

Die Maria-Theresia-Ausstellung im Oesterreichischen Museum zu Wien. I. — Wien sieht in diesen Wochen neben seiner internationalen Ausstellung im Künstlerhause eine andere Ausstellung von ganz eigenenthümlicher Art, welche im Oesterreichischen Museum für Kunst und Industrie ihren Sitz gefunden hat. Sie benennt sich nach der großen Kaiserin Maria Theresia und sollte dem Programme entsprechend der Erinnerung derselben dienen. Sie sollte sammeln und zur Schau stellen, was an Bildern und Andenken von der Kaiserin vorhanden ist, was an Personen und Gegenständen mit ihr in Beziehung stand; sie sollte ein Bild geben ihrer Zeit, der Cultur und der Kunst, soweit das in den engen, räumlich und zeitlich beschränkten Grenzen möglich schien. Ursprünglich nur zu einem humanitären Zwecke geplant und geschaffen, wurde die Ausstellung zu einem eminent patriotischen Werke, und mehr als das, sie gestaltete sich in Wirklichkeit zu

einem Culturbilde der Zeit. Schwerlich giebt es und hat es eine Gelegenheit gegeben, wo man das achtzehnte Jahrhundert in seiner gegenständlichen Hinterlassenschaft so studiren kann, wie bei derjenigen, welche hier in Rede steht.

Wir nennen diese Ausstellung eine patriotische That in doppeltem Sinne: einmal, indem sie das Andenken der großen Kaiserin in der vielseitigsten und erfreulichsten Weise wieder lebendig macht, und sodann zweitens um der Männer und der Kreise willen, welche an diesem Unternehmen theilgenommen haben und noch theilnehmen. Denn außer dem Kaiser und den Angehörigen des Kaiserhauses, welche diese Ausstellung in jeder Weise begünstigten und förderten, waren es ganz insbesondere die großen und berühmten Familien Oesterreichs, die Liechtenstein, Schwarzenberg, Trauttmansdorff, Schönburg, Schönborn, Batthyany, Zichy, Esterhazy, Metternich, Harrach, Kinsky, Doyos und viele Andere, welche nicht blos ihren Besitz, ihre Kostbarkeiten zur Verfügung stellten, sondern auch die leitenden und wirkenden Personen des Comités bildeten. Mit ihnen hat die Ausstellung einen hocharistokratischen Charakter erhalten, obwohl Niemand, wer zu geben und mitzutheilen hatte, zurückblieb; so die Kunstfreunde, an ihrer Spitze die Rothschilds, die Stadt Wien mit ihren Sammlungen, Kirchen und Klöster mit ihren Schätzen aus der Zeit und mit zahlreichen Andenken an die Kaiserin selbst, Archive, Bibliotheken und öffentliche Sammlungen.

Wie aber schon angedeutet, geht unsere Ausstellung mit ihrer Bedeutung weit über das österreichische Interesse hinaus. Zwar war gerade das achtzehnte Jahrhundert für die Bau- und Kunstthätigkeit Wien's ein besonders glückliches; die Lebenslust des Wiener konnte sich in Barock und Rococo congenial entfalten, aber Vieles, was in dieser Zeit an künstlerischen Dingen entstanden, ist auch in der folgenden Epoche sowie noch in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts wieder vernichtet worden. Und von dieser Vernichtung ist in dem französischen Kriege insbesondere das Silbergeräth betroffen worden. Aber das Programm, das auf „Maria Theresia und ihre Zeit“ lautete, gestattete weiter zu gehen und auch von fremder Arbeit heranzuziehen, was der Zeit entstammte und künstlerisch zu ihrer Charakteristik diente. So hat die Ausstellung ein allgemeines, ein kunst- und culturgeschichtliches, ein internationales Interesse gewonnen.

Die Ausstellung wurde am 16. April durch den Kaiser selbst in Gegenwart einer großen Zahl geladener Gäste von Herren und Damen eröffnet. Es war eine Gesellschaft, wie sie das österreichische Museum kaum jemals in seiner schönen Arkaden-Halle beisammen gesehen. Vier der großen Säle dieser Anstalt sind mit den Gegenständen dicht gefüllt; man

musste selbst mit der Gruppe der in Kupferlicht dargestellten culturgeschichtlichen Begebenheiten aus den Sälen unter die Arkaden hinausgehen.

Wenn man den Eingangs-Saal betritt, so ist das erste Interesse, welches sich bietet, ein durchaus persönliches. In langer Reihe sind Autographen der Kaiserin ansgelegt, Briefe an ihre Kinder, an Generale und Staatsmänner, Resolutionen, welche sie auf Mittheilungen und Anträge aller Art niedergeschrieben, — die meisten deutsch, viele französisch, andere italienisch. Wenn man mit ihrer deutschen und französischen Orthographie im Reinen ist („geschrieben wie gesprochen“), so liest sich die große klare Handschrift leicht und bequem. Und man wird belohnt für die Lectüre, man beginnt zu bewundern, zu lieben und zu verehren. Wie liebevoll und sorgend und doch wie ernst die Mutter! Welch großes, neidloses, freudig anerkennendes Herz spricht aus einem Briefe an Daun, dem das Reich seine Existenz, die Kaiserin die Monarchie verdanke! Welche Dankbarkeit aus einem Briefe an Laudon, der ihr seinen Neffen empfiehlt, er möge schicken, so viele er habe, ein halbes Duzend Laudons wären ihr nicht zu viel! Und welche Klarheit des Verstandes, welche Treffsicherheit im Urtheil, welche Nüchternheit im Erfassen der Sachlage, gepaart mit Herzengüte, tritt uns aus den zahlreichen Resolutionen an Kaunitz entgegen! Wie ist sie sorgsam für Alles und Alle, als Mutter, als Regentin, als Freundin! Es ist auch nicht zu verwundern, daß diese Schriftstücke wieder und wieder vom Publicum gelesen werden; sie üben eine größere Anziehungskraft, als alle die Herrlichkeiten der Kunst, welche unsere Ausstellung vereinigt hat.

Auch eine andere, dem äußeren Scheine nach sehr bescheidene Gruppe, verfehlt ihre Anziehungskraft nicht. Es sind die Schulbücher, welche unter ihrer Regierung — auch die Schule war eine ihrer größten Sorgen — entstanden sind, neben einigen Büchern, Geschichtswerken und Dichtungen, welche ihr und ihrem Leben gewidmet waren. Mit noch höherem Interesse betrachtet man die in einem kleinen Kasten vereinigten „Reliquien“ der Kaiserin, Gegenstände, welche sie getragen oder benützt hat, ihren Schuh, ihre schwarze Haube, die sie zuletzt gebraucht, ihren Kamm, ihr Schreibestift aus der Kinderzeit, Notizbüchlein oder kleine Arbeiten ihrer Hand.

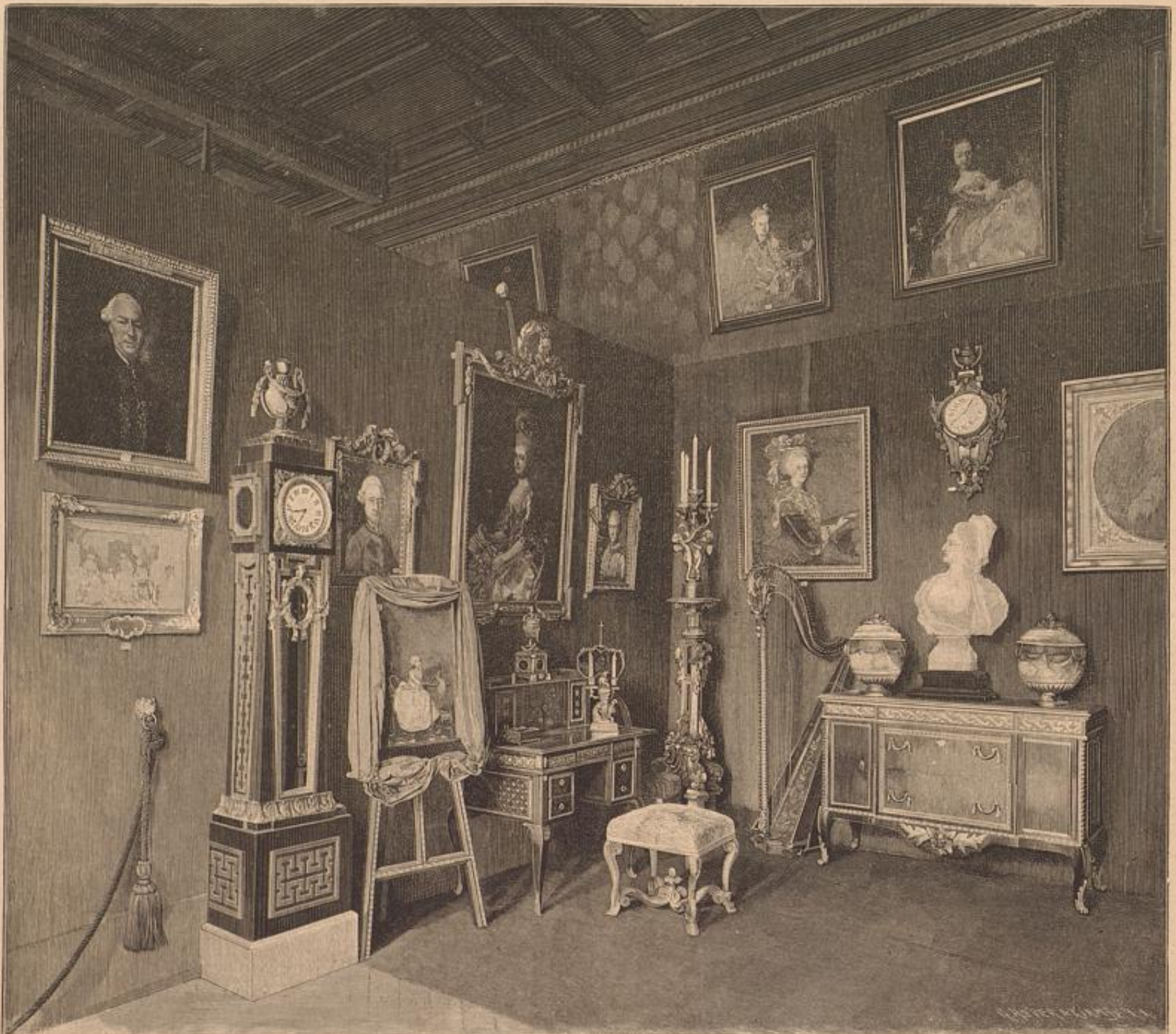
Das sind unscheinbare Gegenstände, welchen nur die Pietät Werth verleiht. Aber es finden sich in demselben Saale auch eine Gruppe von Kunstwerken, welche zu den höchsten Zielen dieser Ausstellung gehören. Das sind die Miniatur-Portraits, die aus verschiedenem Besitz hier in großer Zahl vereinigt sind, meist Aquarelle auf Elfenbeintäfelchen. Die Photographie hat heute diesen Kunstzweig zerstört und wir haben kaum noch eine Ahnung davon, was er einst war, da die öffentlichen Galerien

diese kleinen Kunstwerke verschmähen, und nur die zufällige Gelegenheit sie an's Licht bringt. Hier aber können wir sehen, welche Bedeutung sie für das Leben jener Tage hatten und welche hohe Stufe dieser Kunstzweig erreicht hatte.

Die wundervolle Collection der Miniatur-Portraits ist, wie gesagt, aus verschiedenem Besitz zusammengelassen; das Meiste stammt aus dem Besitz des Hofes und der Erzherzöge und stellt auch vorzugsweise Mitglieder des kaiserlichen Hauses aus dem ganzen achtzehnten Jahrhundert dar; eine andere Zahl, auf mehreren Tafeln vereinigt, ein Erbstück von Maria Theresia her, hat das Kloster der Elisabethinerinnen in Klagenfurt gesendet; eine andere Gruppe gehört der einft der Kaiserin eng verbundenen gräflichen Familie Enzenberg, eine erlebte Gruppe Bildnisse von Füger ist Eigenthum des Barons Bourgoing, eine andere ist Rothschild'scher Besitz u. s. w. Dargestellt sind in erster Linie Maria Theresia selbst und alle ihre Angehörigen, insbesondere oftmals die Königin Marie Antoinette, ihre gleich schönen Schwestern, die Königin Caroline von Neapel und die Erzherzogin Marie Christine mit ihrem Gemahl, Herzog Albert von Sachsen-Teschen, dem Begründer der berühmten Albertinischen Kunst-Sammlungen, sodann alle die Persönlichkeiten des Hofes, die Herren wie die Damen, die Staatsmänner und Generale und viele andere berühmte und unberühmte Personen der Zeit.

Indem wir in diesem Saale weiter schreiten, kommen wir bereits zu einigen Kasten, deren Inhalt der Kunst-Industrie der Theresianischen Zeit angehört. Nehmen wir den Inhalt der anderen Säle hinzu, so gewinnen wir einen ausgezeichneten Einblick in Alles, was die Industrie des achtzehnten Jahrhunderts künstlerisch geleistet hat. Es sind ganze Gruppen von Gegenständen, welche Porzellan und Fayencen, Glas, Bronzen, Silber- und Goldarbeiten, die Fächer, das Mobiliar, die Stickerei, die Münz- und Medaillenkunst, selbst das Waffen-Gewerbe und die Kanonen-Gießerei vertreten, welche letztere bekanntlich zur Zeit unserer Kaiserin durch die Bemühungen des Fürsten Wenzel Liechtenstein in Oesterreich auf hoher Stufe stand. Ein paar reich mit Wappen und Ornamenten verzierte Kanonentrohre, noch heute in Liechtenstein'schen Besitz, legen das Zeugniß dafür ab.

Nicht alle die genannten Gruppen oder die Gegenstände in ihnen sind österreichischer Herkunft. Völlig österreichisch ist die Collection des geschliffenen und gravirten Glases, das damals wie heute wieder in den böhmischen Fabriken zierlich und vollendet gearbeitet wurde. Um das Wiener Porzellan, das gleichfalls mit einer schönen Collection aus dem Besitz des Oesterreichischen Museums und des Grafen Edmund Zichy, des Fürsten Kinsky und Anderer vertreten ist, hatte sich Maria



Aus der Maria-Theresia-Ausstellung zu Wien. — Siehe Seite 101.

Theresia selbst besondere Verdienste erworben, indem sie die im Untergehen begriffene Privat-Fabrik übernahm und als Staats-Anstalt pflegte und zur Blüthe brachte. Neben diesem damals einzigen österreichischen Porzellan blühte noch die Fayence-Industrie an vielen Orten. Eine der besten Fabriken war die in Hollitsch, welche mit schönen Beispielen aus dem kaiserlichen Lustschloß Schloßhof vertreten ist. Neben dem Heimischen fehlt aber nicht das Fremde. Baron Nathan Rothschild hat die Ausstellung mit einem Sevres-Service bereichert, dessen zartes Colorit und milchweißer Ton von der kräftigeren Haltung und bläulichen Färbung des echten und harten Wiener Porzellans sich charakteristisch abhebt.

Betreten wir den folgenden großen Saal, so sehen wir zunächst eine reiche Waffensammlung. Vor uns liegen die bereits erwähnten Kanonen, an den Wänden hängen, in Tropfäben zusammengestellt, die Waffen der Wiener Bürgergarde, Paradehellebarden, Gewehre, Säbel und alte, der Zeit angehörige Regimentsfähnen, die zum Theil von der Hand der Kaiserin selber verziert sind. Einige Bitirnen enthalten die Hiewaffen des achtzehnten Jahrhunderts, Degen mit diamantirten Stahlgriffen, Säbel mit Goldaufschirung, Pistolen mit Silber-Einlagen, Jagdgewehre mit Edelsteinen besetzt, darunter diejenigen, welcher Maria Theresia sich selber zu bedienen pflegte, und das ganze Jagdcostüm des Kaisers Joseph. Dabei befindet sich auch jener Rod, den einst das Geweih eines Hirsches an seinem Leibe zerriß. Neben den Waffen findet sich kostbares Pferdegeschirr, Baum- und Kopfzeug mit Edelsteinen verziert, reich gestickte Sättel und Schabraden aus der Sammlung der kaiserlichen Hofstallkammer, Gegenstände, mit denen sich noch die historische Bedeutung verbindet. Diese Schabraden sind überaus glänzend in Gold und Silber gestickt.

In solcher Stiderei leistete die Zeit, was die Wirkung betrifft, Ausgezeichnetes; sie verstand sich auf Pracht und Glanz. Das sehen wir auch an einer Anzahl anderer, dem Dienst des Hofes gewidmeter Decken, die von Gold und Silber starren. Das gilt auch von den Kirchengewändern des achtzehnten Jahrhunderts, die sich in großer Zahl auf unserer Ausstellung befinden. Sie haben es alle auf glänzende Wirkung abgesehen, vernachlässigen aber Feinheit und Maß der Schönheit. Indes auch darauf verstand sich die Stiderei des achtzehnten Jahrhunderts. Sie brachte diese Eigenschaften an den Rücken und Westen der Herren zur Geltung, deren Contouren und Linien mit äußerster zierlicher Blumenstickerei besetzt sind. Eine kostbare Collection solcher gestickten Gewänder von reichster Ausführung und schönster Erhaltung hat das Liechtenstein'sche Residenzschloß Feldsberg gefunden. Welch ein Gegenstand, welcher ein Wandel des Geschmacks von dieser farbigen, reich gezierter Kleidung zu unserer einfachen, entladenden schwarzen Tracht!

Einer kleinen Collection schöner Spitzen wollen wir zur Ergänzung der textilen Kunst eben nur gedenken. Die Brabanter Spitzen bezeichnen das Feinste, was diese Zeit, die vor Allem am Kleinen, Feinen und Zierlichen Gefallen fand, zu leisten vermochte.

Jakob von Falke.

Aus der Frauenwelt

Berlin. — Ueber die Liebhabereien fürstlicher Damen sind folgende nicht uninteressante Beobachtungen zusammengestellt worden. Die Kaiserin-Witwe Augusta hatte bekanntlich stets eine ausgesprochene Vorliebe für Brillanten, sodas man die hohe Frau bei allen festlichen und feierlichen Gelegenheiten stets in einem blendenden Brillantenfeuer erstrahlen sah, während ihre Schwiegertochter, die Kaiserin Victoria, die Perlen über Alles liebt. Die Königin von England besitzt eine mit Vorliebe gepflegte Sammlung seltenster indischer Shawls, während von den Edelsteinen der Saphir ihren Lieblingsgeschmud bildet. Eine Zusammenstellung von Smaragden und Opalen zieht die Kaiserin von Oesterreich jedem anderen Schmude vor. Die Gr-Königin Isabella von Spanien sammelt eifrig kostbare Spitzen, ein besonders werthvoller Spitzenshawl in ihrem Besitz hat 4000 Pfund Sterling gekostet. Den einfachsten, edelsten Schmud liebt die Großherzogin von Baden, denn als edle Tochter ihres Vaters theilt sie mit dem deutschen Kaiser die Vorliebe für Blumen. Stets sieht man sie von den jarten kindern Floras umgeben, und die unter ihrem besonderen Protectorat stehenden Blumenhäuser weisen die seltensten und werthvollsten Spezialitäten auf; auch künstlichen Blumen wendet sie große Vorliebe zu. Die Kaiserin Katharina von Rußland trieb bekanntlich mit Leidenschaft Pferde- und Hunde-Sport, und die fromme Kaiserin Maria Theresia konnte kein größeres Vergnügen als — Chen zu stiften. Zahllose, aber stets streng standesgemäße Ehebündnisse in allen Klassen der Wiener Bevölkerung verdankten ihren Ursprung dem Interesse der Kaiserin. Ob sie aber immer glücklich und nach dem Sinn der Stifterin ausfielen, das ist eine andere Sache.

Darmstadt. — Die Ausstellung der überaus kostbaren Geschenke, welche die Prinzessin Irene aus Anlaß Ihrer Vermählung mit dem Prinzen Heinrich von Preußen erhalten hat, übte insbesondere auf die hiesige Damenwelt eine große Anziehungskraft aus. Der Großherzog von Hessen und sämtliche Geschwister der Prinzessin hatten die fürstliche Braut mit fünf großen Sternen von Brillanten erfreut. Die Königin von England hat ein Armband mit einem Saphir, umgeben von vier Reihen Brillanten, ferner kostbare englische Spitzen, seidene und sammetne Stoffe zu Boden, eine von ihr gehaltene Decke und einen großen indischen Shawl geschenkt. Die beiden hessischen Prinzen Heinrich und Wilhelm gaben der Braut ein Bildniß der Großmutter, der Prinzessin Karl von Hessen, mit. Von der Herzogin von Edinburgh sind zwei verschlungene Hufeisen in Brillanten, von der Herzogin von Connaught ein indisches Halsband von Perlen und Edelsteinen geschenkt worden. Ein Fettel in einem großen Silberkorbe bezeichnete als Geschenke die Kaiserin Eugenie. Drei große Silberstücke widmeten Prinz Alexander von Hessen und Prinzessin Ludwig von Battenberg, während Prinz Alexander von Battenberg zwei Anker aus Brillanten mit einer Koralle darbrachte. Die Damen aus der Gesellschaft Darmstadt's verehrten der Braut ein lebensgroßes Delbild ihrer Mutter, die Herren und Damen des Hofstaats eine reichgeschmückte Staffelei mit vierzehn Blättern, Aquarellen von Darmstadt und Umgebung, die hessische Kavallerie-Brigade als Pathe ein goldenes Armband mit einem Brillanten, einem Smaragd und Rubin. Das Geschenk der Frauen Darmstadt's besteht aus einem schweren, breiten, goldenen Armband mit zwei Medaillonbildern der Geschwister der Prinzessin Braut in Kapselform. Die Deckel derselben tragen große Schifren in Brillanten und Rubinen, übertragt von der großherzoglichen Krone in

Brillanten. Von zwei weiteren Geschenken besitzt das eine einen hohen Affectionswerth. Es ist eine Gabe der früheren Gouvernante der Großherzogin Alice: ein Armband, geflochten aus ihrem Haar, mit einer Kapsel, in welche eines der Augen der späteren Großherzogin gemalt ist. Historischer Werth hat das Geschenk eines Privatmannes, des Ober- und Corps-Auditeurs Lothstein. Es ist in einem reichen Etui aus Leder ein feines Leinwandgedeck mit sechs Servietten und dem preussischen Wappen als Muster. Der Schwiegervater des genannten Herrn hatte es einst aus dem Nachlaß eines französischen Generals gekauft. Wahrscheinlich ist es von Napoleon's Zeiten her ein Beutestück aus einem der königlich preussischen Schlösser und so kommt es wieder in ein preussisches Schloß zurück. Nicht zu vergessen ist die Hochzeitsgabe der Stadt Darmstadt, bestehend aus einer kolossalen Pendüle aus cuivre poli und Kupfer mit dem hessisch-preussischen Wappen und dem Wappen der Geburtsstadt der Prinzessin.

London. — Vor Kurzem starb hier im Alter von einundneunzig Jahren Lady Buchan, welche eine der wenigen noch lebenden Personen war, die mit Napoleon I. in Verkehr gestanden. Ihr Vater, Oberst Wills, war Gouverneur von St. Helena im Jahre 1815 zur Zeit der Verbannung Bonaparte's nach der Insel, und als seine Amiswirksamkeit zu Ende war, wünschte Fräulein Wills dem Exkaiser vorgestellt zu werden. „Ich habe lange von verschiedenen Seiten von der großen Verehrtheit und Schönheit von Fräulein Wills gehört, aber jetzt bin ich aus eigenem Augenschein überzeugt, das das Gerücht ihr kaum Gerechtigkeit gethan,“ sagte Napoleon zu ihr. „Sie müssen sehr froh sein, die Insel zu verlassen,“ fügte er hinzu. — „O, nein, Sire,“ lautete die Antwort, „es thut mir leid, wegzugehen.“ Napoleon verehrte ihr als Andenken an diesen Besuch ein Armband. Später heirathete Fräulein Wills den seither verstorbenen General Sir John Buchan.

Die Mode

Nachdruck aus im Einzelnen verboten.

Berlin. — Zu leicht drapirten Röcken, sowie zu den beliebten, im Stil des Directoriums gehaltenen Toiletten sind reich mit Maschinen-Stiderei geschmückte abgepaßte Sommerstoffe erschienen. In Wolle und Baumwolle der verschiedensten Farben und Gewebe-Arten vorhanden, zeigen die 110 Cent. breiten Stoffe an beiden Seiten entweder mit dem Grunde gleichfarbige oder davon ab-



stehende Bordüren, von denen die eine, ungefähr 50 Cent. breite, nach oben in einen leichten Plein ausläuft und zur Draperie oder Rodverzierung dient, während die 10 Cent. breite Bordüre der anderen Seite die Garnitur der Taille bildet. Oft finden sich bunte Blüten zwischen derartigen in Weiß ausgeführten Stidereien eingestreut, die auf baskfarbendem Grunde von besonders reizender Wirkung sind.

Wien. — Schwarze raupenartige Nähte auf dem Rücken der Handschuhe sind wiederum hoch modern. Selbst der Jersey-Handschuh, der für den Sommer Vielen hoch willkommen ist, zeigt auf weißem, gelbem oder farbigem Grunde diese charakteristischen Nähte. Sehr beliebt und namentlich zur Halbrauer geeignet ist der halbblau dunkelgraue Glacé-Schlupfhandschuh, welchen durch den breiten schwarzen Sammetfaum am unteren Rande geleitete Bänder schliefen. Raupen aus schwarzen und weißen Zaden verzieren Rücken und Rand.

An Stelle der wirkungsvollen Sontach- und Schnur-Stidereien, welche die Winter- und Frühjahrs-Toiletten so reich verzierten, tritt für die lustigen Foulards und weichen Zephyrs die Application. Es wird hiermit der Phantasie ein weites Feld geöffnet, denn Neues und Altes drängt sich zu geschickter Verwerthung heran. Da ist vor allen Dingen die wiedererstandene Spachtel-Stiderei, die in breiten Bordüren auf Stoff applicirt, vollkommen wie eingewebt erscheint. Ebenso werden Spitzen aller Art, denen man nicht selten nur einzelne Figuren oder Streublümchen entnimmt, dem Stoff-Fond aufgelegt. Hardige Leder- und Sammet-Application auf weißem Grund kündigte bereits die neue Richtung an.

Paris. — Selbst an den Morgenhäubchen und Réglige-Jacken läßt sich die herrschende Vorliebe für Goldstoffe und gestreifte Gewebe in der Toilette verspüren. Die dargestellte halbanschießende



Jacke besteht aus Bombadour, Petia, wassergrünem Atlas als Futter und einem rosa-seidenen Chemiset. Den Halsauschnitt verziert ein kurzes Jabot aus feinem Valenciennes; dieselbe Spitze rändert in Fächerfalten den Aermel. Gürtel aus rosa Noire-Band. Sehr passend zu dieser Jacke ist ein

Häubchen aus Bombadour-Foulard, jenem Stoffe, der eine der hübschesten Neuheiten des Sommers bildet. Weiße Spitze mit Goldstickerei und unter schmaler Goldborde angelegt, garnirt das Häubchen.

In den letzten Gesellschaften zeigte sich die Neigung, zu dem früheren diademförmigen Kopfpuz zurückzukehren. Zunächst bestand das Diadem aus Federn, dann aus Epheublättern und Blumen und endlich aus goldenen oder silbernen Nethren. Es muß indessen gefagt werden, das letztere nicht für jedes Gesicht kleidbar sind und diese Mode daher kaum Aussicht auf lange Dauer hat. Die gleiche Diademform aus Blättern wie aus Nethren finden wir auch an den kleinen Capote-Hüten aus schwarzen Spitzen oder Phantast-Gaze.

Das ebenso kleidbare wie distinguirte Kostüm, welches Fräulein Marly in dem letzten Stücke von Georges Ohnet,

la belle marnière, in der Hauptrolle trug, spiegelt getreu die Richtung der heutigen Mode wieder. Es bestand aus einem blaß heliotrop-farbenen Seidenrod, welcher nur wenig unter der langen, an beiden Seiten leicht gerasteten Kashmir-Tunica von gleicher Farbe hervortam, und einer im Rücken geschürzten, von einer dunkleren Atlas-schärpe gegürteten Taille. Rod und Tunica hatten Halbschleppen. Den gelben Strohhut garnirten Heliotrop-Blüthen und Band derselben Farbe. Doppelte Tüll-Gehors waren unter dem kinn lose gefnüpft. Das sehr einfach geordnete Haar fiel tief in den Nacken.

Nichts ist unterhaltender, als die bei dem Wettrennen zur Schau getragenen Toiletten zu beobachten, von denen nicht eine der anderen gleicht, und die doch alle zusammen ein einheitliches Bild gewähren. Einfachheit ist das Lösungswort, vorausgesetzt, das die Stoffe schön und gebiegen seien. Changeante-seide, sowohl glatt als mit kleinen Bouquets bestreut, bildet nebst Gaze-Stidereien reizende Toiletten. Zu dem gleichen Zwecke wählt man auch Taffet mit feinen zerbrochenen Streifen. Die Gaze wird, wie die Abbildung zeigt, zu einem zweiten Rod geordnet, der hier und da kaum gerastet ist. Eine kleine Gaze-Felerine kann den Umhang ersetzen. Der große Strohhut ist mit Taffetband von der Farbe des Kleides garnirt. Eine andere sehr hübsche Toilette bestand aus einem ziegelroth und blanqran gestreiften seidenen Rod und einem Ueberkleide aus rothem Tuch, welches die an dieser Stelle bereits erwähnte, sehr ungleiche vordere und hintere Länge zeigte. Die halbgeöffnete Taille war über einem gestreiften Seidenlah mit nur einem Revers zurückgeknöpft. Letzterer wiederholte sich an dem leicht geschrägten unteren Rande des Aermels, aus dem eine kleine gestreifte Puffe hervorschaute. Diesem Kostüm entsprach der Derby-Hut, der allerdings wenig kleidbar ist und nur von vollendeten Schönheiten getragen wird. Er besteht größtentheils aus Stroh in der Farbe der Toilette. Eine Blume unter der mit Sammet gefütterten Krempe und eine Schleife am Rande des Kopfes bilden die ganze Garnitur. Den größten Erfolg errang indessen ein breittrempiger, niedriger Hut aus grobem grünen Tüll,



der, mit schwarzen Strohborten kreisförmig besetzt, das Haar hindurch schimmern ließ. Aufsen wurde ein Zweig gelber Narzissen von einer Schleife gehalten, dem eine zweite unterhalb der Krempe mit einem scheinbar vom Haar ausgehenden Bande entgegen kam.

Zur eleganten Sommer-Toilette passende Sonnenschirme von weißer oder heller Farbe werden mit köstlichen Griffen in Goldschmiede-Arbeit, mit reicher Verzierung von Türken, Perlen und Granaten, ausgestattet. Unter den einfacheren Neuheiten dieser Art ist ein echt silberner Griff, in Form einer gewundenen Schlange, zu erwähnen. Der Stiel eines Entoutos aus heliotrop-farbener Serge mit rosa Seide gefüllt, zeigt Gold-Incrustation auf Schildpatt und einem beweglichen Griff aus Goldschmied.



Einem dritten, mit schwarzen Strohborten kreisförmig besetzt, das Haar hindurch schimmern ließ. Aufsen wurde ein Zweig gelber Narzissen von einer Schleife gehalten, dem eine zweite unterhalb der Krempe mit einem scheinbar vom Haar ausgehenden Bande entgegen kam.

Zur eleganten Sommer-Toilette passende Sonnenschirme von weißer oder heller Farbe werden mit köstlichen Griffen in Goldschmiede-Arbeit, mit reicher Verzierung von Türken, Perlen und Granaten, ausgestattet. Unter den einfacheren Neuheiten dieser Art ist ein echt silberner Griff, in Form einer gewundenen Schlange, zu erwähnen. Der Stiel eines Entoutos aus heliotrop-farbener Serge mit rosa Seide gefüllt, zeigt Gold-Incrustation auf Schildpatt und einem beweglichen Griff aus Goldschmied.



höchst eigenthümlich gearbeiteten Stuch aus Ahorn...

Unter den Haarzierden im Stil des Kaiserreichs...



me Erwähnung. Der erste mit hohem durchbrochenen Schild...



Dem steigenden Luxus der auch im Sommer stattfindenden...



Für den eleganten Morgenrock ist die Form der Prinzessrobe...



Sind auch die Phantasie-Möbel noch immer an der Tages-Ordnung...



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Zu den einfachen, angenehmen zu arbeitenden und daher sehr...



wecheln. Letztere sind theils wie Ganevas de congres...

Verlag von Franz Eipperle in Berlin W., Potsdamer Straße 28.

Darstellungen. Der Stoff zur vorliegenden Schürze zeigt an...

„Indische Kaschmirwolle“ ist ein neues kürzlich erschienenes...



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Von allen anregenden Getränken ist das beliebteste und verbreitetste...

Als die feinste der im Handel befindlichen Kaffee-Arten gilt der Rocco...

Leichte weiswollene Kleiderstoffe, die durch das Tragen, durch Staub...

Viele unserer Hausfrauen suchen durch den Zusatz einer kleinen Prise Salz...

Elisabeth Kajokowsky.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.

Unidentisch gesticktes Tischzeug zu waschen. — Auf welche Weise...

Ruß- oder Eichenholz zu beizen. — Wie beizt man Ruß- oder Eichenholz...

Antworten.

(Auf die betreffenden Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Parlett-Fußböden zu reinigen (48). — Das Reinigen der Parlett-Fußböden...

Weißer Wollschaden zu waschen (80). — Weiße Wollstoffe werden in sehr verschiedener Weise gewaschen...

Leichte weiswollene Kleiderstoffe, die durch das Tragen, durch Staub u. s. w.

Maiträuter (96). — Frische Maiträuter, von den Stielen befreit, dürfen höchstens...

Bezugsquellen: Geschichte Sommerstoffe, Seite 103; M. F. Wein, C. Hand...

Zu dieser Nummer gehört ein Beiblatt und ein Modenbild.

Die Illustrirte Frauen-Zeitung erscheint jeden Sonntag in 1 bis 2 Doppelbogen...